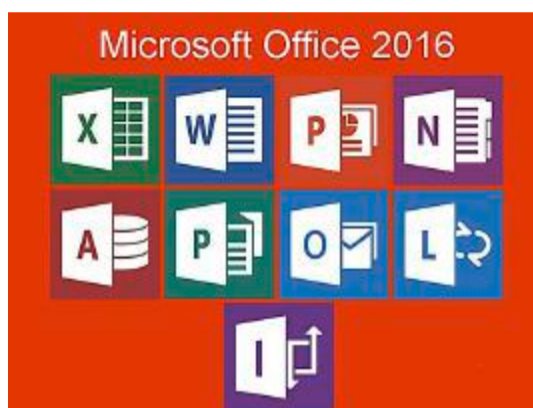


Mensch & Maschine

Office 2016 ist in der Cloud angekommen

Die Anti-Power-Point-Partei wird wohl keinen Sitz im Nationalrat holen – auch wenn es noch so viele «langweilige Präsentationen» gibt, gegen welche die Partei ankämpfen will. Power Point dürfte zwar nicht das beliebteste Office-Programm sein, doch hat es sich wie Word oder Excel in Sachen Büroprogramme zu einem Quasistandard entwickelt. Mit Office 2016 hat Microsoft Ende September seine Büro-Suite für Windows wieder einmal erneuert. Für Mac ist Office 2016 bereits im Juli erschienen.



Die Zusammenarbeit mit anderen Personen hat in Zeiten der Cloud an Bedeutung gewonnen. Während Benutzer von Apples Büroprogrammen noch immer mit inkompatiblen Formaten zu kämpfen haben, bietet Google seit längerem eine Echtzeitbearbeitung von geteilten Dokumenten an. Microsoft hat in Office 2016 nun die Kollaboration ebenfalls verbessert. In Word oder Excel kann man jetzt die Änderungen der Kollegen am eigenen Bildschirm direkt mitverfolgen.

Die stärkere Integration in die Cloud zeigt sich auch beim Speichern und Versenden von Dokumenten: Dateien können mit einem Klick in Microsofts Online-Speicher One Drive abgelegt werden, und grosse Dokumente lassen sich per One-Drive-Link verschicken. Um aus einem Word-Dokument ein PDF zu generieren und dieses per E-Mail zu versenden, waren bisher mehrere Klicks nötig. Nun genügt ein Klick auf «Anlage senden/PDF», und schon liegt das Dokument im Mail-Programm zum Versand bereit.

Eine weitere Neuerung ist die intelligente Suche (Smart Lookup): Markiert man etwa in einem Word-Text einen Begriff, werden mit aktivierter Smart-Lookup-Funktion auf der rechten Seite die Suchresultate aus dem Web angezeigt. So muss man das Programm für eine kurze Internet-Recherche nicht mehr verlassen. Möchte man ein Bild aus dem Web in ein Word-Dokument einfügen, kann dieses von der Seitenleiste direkt ins Dokument gezogen werden. Für Mac-Nutzer hat sich das Erscheinungsbild wesentlich an die Windows-Version angeglichen. Neu werden auch Gesten für das Trackpad unterstützt.

Fazit: Ein Update auf die aufgefrischte Office-Version ist für Windows-Nutzer nicht zwingend, bietet aber für Kollaboration und Cloud-Nutzung einige Vorteile gegenüber Office 2013. Für Mac-Besitzer drängt sich ein Update eher auf, zumal sich Menüführung und Optik verbessert haben. Zudem hatte Office 2016 im Test keinerlei Stabilitätsprobleme. Felix Raymann

Abo: Office 2016 11 Fr./Mt. oder 110 Fr./Jahr;
Dauerlizenz: Version Home & Student, 150 Fr.

Apps der Woche

Würfelchen & Wingerwisch

Das Puzzlespiel **Hocus**, erinnert an das erfolgreiche Knobel-Game Monument Valley, ist aber auf das Wesentliche reduziert. Was bleibt, sind Balkengebilde, die unsere Augen in M.-C.-Escher-Manier täuschen, dazu kommt ein rotes Würfelchen, das irgendwo am Gebilde klebt und per Wingerwisch in die Zielöffnung bewegt werden muss. Schön knifflig. 1 Fr., iOS.



Einfach mal aufschieben

Für Leute, die während des Surfens Apps entdecken, die Sie später installieren möchten (weil jetzt grad der Zug einfährt oder das WLAN-Netz verlassen werden muss), ist **Lookmark** genau richtig. Einfach die App im Store «lookmarken», das heisst, in eine Später-Downloaden-Liste aufnehmen. Gibts auch als Chrome-Erweiterung für den Desktop. iOS, gratis.



«Ich verzichte auf Facebook,

Douglas Rushkoff, US-Professor für Medientheorie, sagt, was mit

Armin Müller und
Barnaby Skinner (Interview),
Philipp Rohner (Foto)

Digitale Technologien verändern unser Leben, unsere Geschäftsmodelle und unsere Arbeitswelt radikal. Der New Yorker Medientheoretiker und digitale Vordenker Douglas Rushkoff beschreibt, was an Facebook und Big Data fatal ist und wo das eigentliche Potenzial der Digitalisierung liegt. Das Gespräch fand am Gottlieb-Duttweiler-Institut in Rüschlikon statt, wo Rushkoff die Eröffnungsrede zur Internationalen Handelstagung hielt.

Sollten wir den digitalen Technologien den Stecker ziehen?

Wir sollten uns ausklinken, wenn wir etwas nicht mögen. Es gibt keine Verpflichtung, Software oder Geräte zu nutzen, die wir nicht mögen.

Wo haben Sie sich ausgeklinkt?
Bei Facebook. Facebook empfinde ich als eine stark missbräuchliche Plattform, die störend auf die Qualität meiner Beziehungen und meiner Kommunikation einwirkt. **Bei Twitter sind Sie weiterhin dabei?**

Selbst wenn das Geschäft von Twitter Werbung ist oder der Verkauf meiner Daten, es hat längst nicht diese blockierende Wirkung auf mich. Also brauche ich Twitter, weil ich mich gut fühle dabei, aber ich verzichte auf Facebook, weil es sich schlecht anfühlt. Ich möchte auch kein schlechtes Vorbild abgeben. Viele junge Leute lesen meine Arbeiten, und wenn ich auf Facebook dazu anregen würde, sich mit mir anzufreunden, würde ich sie verletzbar machen.

In Ihrem letzten Buch argumentieren Sie, nicht Informationsüberfluss sei das Problem der digitalen Technologien, sondern, dass man damit gleichzeitig an mehreren Orten sein kann.

Wir sollten unsere persönlichen Beziehungen nicht dauernd von der neusten digitalen Mitteilung unterbrechen lassen. Der Computer kann Multitasking, er verteilt verschiedene Aufgaben an verschiedene Teile seines Speichers, das ist ein paralleler Prozess. Menschen machen eines nach dem anderen. Wer verschiedene Dinge gleichzeitig zu tun versucht, schneidet immer schlechter ab, als wer sich auf eine Sache konzentriert. Multitasking funktioniert einfach nicht.

Frauen sollen darin besser sein. Sie haben einen grösseren Aufmerksamkeitsradius. Aber ihre Leistung leidet genauso, wenn sie mehrere Dinge aufs Mal zu tun versuchen.

Was kann man gegen die Ver-suchung des Multitasking tun?

Man muss sich bewusst werden, wo man steht, welche Tageszeit und welche Jahreszeit herrscht. Für die längste Zeit der Menschheit waren Körper und Geist immer an ein und demselben Ort. Dass man irgendwo Informationen hinterlegen kann und nicht präsent sein muss, wenn die Kommunikation geschieht, das ist neu. Verträge, die einen auf Jahre verpflichten, Aufzeichnungen über die Vergangenheit erhöhen die Fähigkeit, immer und überall präsent zu sein. Das Heilmittel dagegen lautet, besser geredet zu sein im richtigen Leben. **Wie machen Sie das?**

Ich versuche, nachts zu schlafen und am Tag wach zu sein. Schicht-

arbeiter werden krank. Ich versuche möglichst viele natürliche Zyklen in meinen Tag, meine Woche oder meinen Monat einzubauen.

Und das hilft?

So konnte ich meine Effizienz beim Schreiben steigern. Wenn Sie nachts in den Computer starren, dann setzen Sie sich kaltem Licht aus, und das gibt Ihrem Körper das Gefühl, es sei Morgen. Wir wissen, dass Drohnenpiloten, also Militärs, die Leute mit Drohnen umbringen, mehr posttraumatische Störungen haben als richtige Piloten. Ihnen fehlt die nötige Erholungszeit. Der Flugzeugpilot landet nach seinem Einsatz, er geht in die Basis, diskutiert mit seinen Kollegen über den Einsatz, trinkt etwas in der Pilotenbar. Der Drohnenpilot bringt jemanden um, setzt sich am Feierabend ins Auto und fährt heim zu Frau und Kind. Das geht nicht gut.

Was bringen Sie Ihrer Tochter bei, betreffend soziale Medien?

Sie ist nicht sehr interessiert an diesen Dingen. Sie ist zehn, vielleicht kommt das noch. Ich versuche ihr beizubringen, die Welt, in der sie lebt, mit kritischen Augen zu betrachten. Kritisch über die digitalen Technologien nachzudenken, gehört dazu. Als sie die Mittelschule anfing, gab ich ihr mein altes Handy. Jemand aus ihrer Klasse

«Meine Tochter hat pro Tag maximal eine Stunde Bildschirmzeit»

startete einen Gruppen-Chat. Sie wusste nicht so recht, was sie damit anfangen sollte. Dass alle sehen würden, was sie schreibt, fand sie etwas beunruhigend. Also habe ich ihr gesagt: Wenn du das nicht willst, melde dich einfach ab aus dem Gruppen-Chat. Und das hat sie dann getan. Es fällt Kindern sehr schwer, Nein zu sagen, wenn sie angefragt werden. Nicht Teil einer Gruppe zu sein, ist ein schwieriger Entscheid.

Welche Regeln haben Sie Ihrer Tochter gesetzt?

Sie hat pro Tag maximal eine Stunde Bildschirmzeit. In den USA setzen die Schulen immer mehr Computer und digitale Technologie im Klassenzimmer ein, um sich modern zu geben. Was sie dabei aber nicht realisieren: Die Schulzeit ist für viele Kinder die einzige Zeit, in der sie Augenkontakt und

Cyberpunk, Bestsellerautor

Der Bestsellerautor Douglas Rushkoff, 54, ist Professor für Medientheorie und digitale Wirtschaft an der City University of New York. Er beschäftigt sich seit Anfang der 1990er-Jahre mit digitalen Technologien. Er kommt aus der Cyberpunk-Bewegung und prägte Begriffe wie «virale Medien», «soziale Währung» und «digital Natives» mit. Seine Bücher – zuletzt «Present Shock: Wenn alles jetzt passiert» – wurden in über dreissig Sprachen übersetzt. Im März erscheint sein neues Buch «Throwing Rocks at the Google Bus», Penguin/Portfolio.

Sprachfähigkeiten entwickeln können. Schulabgänger können oft nicht präsentieren, sie können sich nicht mitteilen.

Dann sollten die Schulen den digitalen Stecker ziehen?

Man sollte sich bewusst sein, warum man digitale Technologien ins Klassenzimmer bringt. Der Hauptzweck sollte sein, dass man etwas über diese Technologie lernt. Wenn ein Dutzend Leute sich an einen Tisch setzt und diskutiert, entsteht eine Bandbreite, die das Internet nicht annähernd erreichen kann.

Sie haben mal gefordert, jeder sollte Programmieren lernen.

Wir sollten zumindest etwas davon verstehen. Es ist wie beim Essen: Wir sollten die Zutaten kennen. Wir sollten den Zweck einer digitalen Plattform kennen, bevor wir sie nutzen. Kinder glauben, Facebook sei da, um ihnen dabei zu helfen, Freunde zu finden. Wir wissen, dass dem nicht so ist. Es geht vielmehr um die Verwertung des Beziehungsnetzes des Kindes. Es geht um Big Data.

Was hilft es da, wenn ich ein bisschen programmieren kann?

Programmieren ist nicht zwingend, aber es ist ein grosser Vorteil in einer digitalen Welt. Ich kann es nicht so gut, um es zu meinem Job zu machen, aber ich verstehe, was möglich ist und was nicht. Wenn ein Programmierer sagt, man könne dieses oder jenes auf meiner Website nicht machen, dann kann ich ihm sagen: Doch, das kann man. Programmierer hassen mich.

Sie unterrichten an der City University in New York, einer öffentlichen Schule. Warum sind Sie mit Ihrem Renommee nicht an eine Top-Universität gegangen?

Das hat man mich kürzlich an einer Gastvorlesung in Yale auch gefragt. Erstens mache ich es nicht fürs Geld. Ich verdiene mein Geld mit Vorträgen und Büchern. Ich könnte einem Studenten einer Top-Uni nicht in die Augen sehen. Denn ich weiss, dass er sich hoch verschulden musste für das Privileg, in meinem Seminar zu sitzen. Das Seminar ist einfach nicht 60 000 Dollar wert. Davon gehen 5000 Dollar in die Bildung, und mit den übrigen 55 000 kauft die Uni Immobilien. Ich kenne Ärzte und Anwälte, die immer noch Schulden zurückzahlen für Ausbildungskredite, die sie vor 20 Jahren aufgenommen haben.

Sind Sie ein Linker?

Wenn ich bei meinen Freunden in Barcelona auftrete, dann halten die mich für einen Kapitalisten. In den USA halten sie mich für einen Kommunisten. Ich bin kein wirklicher Linker, ich bin eher ein Anarchist. Ich bin für kleine Unternehmen, die in Netzwerken zusammenarbeiten. Ein Geschäft wächst nur, soweit es für sein Geschäft nötig ist, aber nicht um des Wachstums willen. Meine Inspiration erhielt ich während der Occupy-Bewegung, als ich im New Yorker Zuccotti-Park herumging. Ich erwartete Proteste, aber ich sah überall Lernzirkel, wo sich die Leute über ein Thema austauschten. Es gibt einen grossen Bedarf an Bildung, aber nicht alle können sie leisten. So startete ich mein kleines Programm über Medien und Technologie an der New York City University. Es kommen jetzt auch andere Intellektuelle an die öffentlichen Schulen. Zum Beispiel hat der Wirtschafts-Nobelpreisträger Paul Krugman die berühmte

Princeton University verlassen. Er unterrichtet jetzt ebenfalls an der City University. Es ist alles etwas schwieriger hier, ich musste Leuchten und eine Klimaanlage kaufen für meinen Seminarraum. Das verstehen Sie vielleicht nicht, weil Sie hier in der Schweiz alles haben, gute öffentliche Schulen und Universitäten.

Was sollte Ihre Tochter mal studieren?

Ich hätte gern, dass sie etwas macht, das man in jeder Grösse machen kann. Wenn sie also interessiert wäre an Modedesign, dann sollte es ihr möglich sein, bei einem grossen Modehaus wie Prada zu arbeiten oder auch Kleider zu machen für die Leute im Quartier. Wenn die Wirtschaft zusammenbricht, würde ich mir Sorgen machen um die Leute, die nur in ihrer Arbeitskabinen sitzen und ihren Kredit abzuzahlen versuchen.

Sie machen sich Sorgen um die Zukunft?

Die Finanzkrise wirkte für mich eher wie das Vorbeben von etwas Grösserem. Und ich glaube nicht, dass wir die strukturellen Reformen vorgenommen haben, die nötig wären. Ich bin wirklich besorgt. **Sind Sie ein Kulturpessimist?**

Kann sein. Ich hoffe auf einen Wandel, aber ich bin pessimistisch, was dessen Wahrscheinlichkeit betrifft. Meine Hauptaufgabe sehe ich darin, die Menschen auf das zugrunde liegende Betriebssystem aufmerksam zu machen. Denn dann werden sie realisieren, dass man es umprogrammieren kann. Wenn ich mit Jungunternehmern spreche, versuche ich ihnen zu zeigen, dass sie nicht gezwungen sind, alles nach dem gleichen Schema zu machen: möglichst viel Geld aufnehmen und dann an die Börse bringen. Das ist nur ein Weg unter vielen. Sie sind so kreativ auf ihrem Gebiet, aber so wenig kreativ, wenn es darum geht, ein Geschäft aufzubauen. Google wollte anders sein. Dann haben sie als Chef Eric Schmidt engagiert und wurden immer mehr zur gewöhnlichen Wallstreet-Firma. Doch Macht zu verteilen, passt viel besser zur digitalen Architektur als Zentralisierung und Monopolisierung. Die jungen Leute verstehen das mittlerweile. Sie wollen nicht mehr unbedingt den grössten Check. Denn je höher die Bewertung der Firma, desto härter ist der Druck der Kapitalgeber.

Sie sind ein Pessimist.

Wie kann man optimistisch sein, wenn man in einem Land lebt, in dem ein Donald Trump die Umfragen zur Präsidentschaft anführt? Wo die Leute nicht an die globale Erwärmung glauben? Wo jedes Jahr weniger Leute an die Evolution glauben? Es ist schwierig, da optimistisch zu bleiben.

Sie kritisieren, dass sich die Firmen immer stärker auf das Sammeln von Daten konzentrieren. Was haben Sie gegen Big Data?

Die Datensammler wissen, wenn ein Junge schwul wird, bevor er es selbst realisiert. Die wissen mehr über mich als ich selbst: dass ich eine Diät beginnen werde, dass ich heirate. Die kennen meine Spermienzahl.

Gehen Sie jetzt nicht etwas gar weit?

Okay, stimmt, meine Spermienzahl kennen sie nicht. Mich kümmert weniger die Verletzung der Privatsphäre. Was mich beschäftigt, ist, wie Facebook und andere die Daten aus meiner Vergangen-

weil es sich schlecht anfühlt »

Big Data und den neuen digitalen Technologien schief läuft



Rushkoff:
«Datensammler wissen, wenn ein Junge schwul wird, bevor er es selbst realisiert»

heit nutzen, um mir eine Zukunft zu verkaufen, die ich noch gar nicht kenne. Wenn sie wissen, das ich mit 80-prozentiger Sicherheit nächsten Monat eine Diät beginne werde, können sie mir die Diätlösungen ihrer Werbekunden andrehen. Oder sie können versuchen, meine Wahrscheinlichkeit für eine Diät gegen 100 Prozent zu treiben. Sie wollen, dass ich mich vorhersagbarer verhalte. Sie wollen, dass ich meinem Marketingprofil noch besser entspreche.

Kann uns Facebook wirklich beeinflussen?

Wenn es das nicht kann, wäre dies ein optimistisches Argument: Big Data funktioniert nicht, es ist nur eine riesige Geldverschwendung. Aber ich glaube nicht, dass so viel Geld in einen billigen Trick investiert wird. Psychologen haben Experimente gemacht und festgestellt: Wenn man den Datenfluss in eine bestimmte Richtung lenkt, beeinflusst man das Verhalten.

Wenn Sie eine Diät machen wollen und kriegen dann Angebote, ist das ja nicht schlecht.

Nein, damit habe ich kein Problem. Aber man nimmt den Leuten Alternativen weg. Wenn die Leute auf bessere Vorhersagbarkeit getrimmt werden, geht Kreativität verloren. Doch nur sie bringt die Menschheit voran. Wenn wir digitale Technologien vor allem dazu benutzen, das Unvorhersehbare zu reduzieren, dann begrenzen wir das Wichtigste, die Kreativität, die Innovation. Dabei sollten wir die Technologie nicht dazu einsetzen, uns zu begrenzen, sondern uns zu öffnen für Neues. Mit Big Data fährt man mit dem Rückspiegel als Orientierungshilfe. Die Vergangenheit diktiert das weitere Vorgehen.

Sie sprechen davon, dass die traditionelle Erzählstruktur in der digitalen Welt zusammenbricht. Was meinen Sie damit?

Sie verschwindet nicht, aber sie dominiert nicht mehr. In den letzten paar Tausend Jahren ging die Geschichte immer etwa so: Ein Held zieht los, gerät in Gefahr und bewältigt sie am Ende. Es geht um Eroberung und Sieg. Die Geschichte strebt einem Ende zu. Heute streben wir mehr Nachhaltigkeit an, nicht den totalen Sieg. Da nützt uns diese alte Erzählstruktur nicht mehr viel. Bei den «Simpsons», der TV-Cartoon-Serie, geht es nicht darum, dass Homer am Ende einer Episode etwas erreicht. Es geht nur um momentane Verbindungen, Wiedererkennung von Mustern und darum, sich in einer chaotischen Umgebung zurechtzufinden. Bei vielen Videospiele ist es ähnlich. World of Warcraft oder Minecraft haben kein Endziel mehr, keine eigentliche Story.

Und wo liegt das Problem?

Die Unterbrecher-Natur der digitalen Technologien behindert uns. Wir sind immer im «Und was jetzt?»-Modus. Das macht es sehr schwierig, in die Zukunft zu investieren. Wir verlieren die grossen Ziele aus den Augen. Präsident Kennedy konnte noch dazu aufrufen, am Ende des Jahrzehnts einen Mann auf den Mond zu schicken. Das war eine grossartige Erzählung. Bei den heutigen Problemen wie Armut, Terrorismus, Klimawandel – wie soll man da gewinnen?

Es ist eine unendliche Geschichte.

Ja. Es sind chronische Probleme, die man nicht mit einem Sieg beenden kann.